

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 34 (1944)
Heft: 36

Artikel: Die gelben Perlen [Fortsetzung]
Autor: Rabl, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647084>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE GELBEN PERLEN

Abenteuerlicher

Roman

von

Hans Rabl

8. Fortsetzung

An diesem Geschehnis, an das van der Stappen nicht zu denken vermochte, ohne dass sein Herz zu zittern begann; und wann dachte er eigentlich nicht daran? Daran, dass er Betje verloren hatte — gerade in dem Augenblick, in dem er beglückt, berauscht gewahr geworden war, das Mädchen sei sein?

In den letzten Tagen hatte er die Gewohnheit angenommen, die Hand in die Tasche zu stecken und nach den Muschelschalen mit dem gelblichen Perlmutter zu fühlen, die dort staken. Die kühlen, rauhen Gebilde gaben ihm stets, wenn er sie spürte, ein wenig Ruhe; es war, als gewährten sie ihm die Sicherheit, er werde Betje finden. Nur jetzt, in Cornelis de Witts Kontor, liessen sie ihn plötzlich im Stich. So zog er die Schalen heraus und begann, sie im starken Licht der mittäglich hochstehenden Sonne zu betrachten. Ihre irisierenden Farben bezauberten ihn. Er war verliebt in die Dinger, die ihm die Mittel schaffen sollten, die Geliebte wiederzuerlangen — wenn Betje Swarth überhaupt noch von einem Menschen erreicht werden konnte.

Erst als der Fremde ihn ansprach, bemerkte van der Stappen, dass neben ihm ein Mann stand. Später fiel ihm ein, er habe ihn halb unbewusst gleich im Raume warten sehen. In diesem Augenblick aber wirkte jener wie aus der Erde gewachsen. „Schönes Perlmutter“, sagte er und nahm die Zigarre aus dem Mund, dessen Zähne stark, gross, sehr weiss und gleichmässig waren. „Auffallende Farbe, finden Sie nicht?“

„Ich trüge sie nicht mit mir herum, wenn ich's nicht fände“, murmelte van der Stappen und liess die Schalen eilig verschwinden. „Verdammt heiss heute, wie?“

„Ich bin Deacon Brodie“, lachte der andere. „Und über das Wetter unterhalte ich mich nur selten, Kapitän van der Stappen.“

„Sie kennen mich —?“ fragte van der Stappen ein wenig befremdet.

„Wer Sie“, meinte Brodie unbetont, „bisher nicht kannte, kennt Sie jetzt.“

„Und um mir das zu sagen —?“ begann van der Stappen ärgerlich.

Brodie unterbrach ihn, indem er leise die Hand auf den Arm des jungen Mannes legte. „Vielleicht werden Sie noch Gelegenheit haben, Kapitän, zu finden, dass ich auf manche Dinge anders reagiere als die meisten Menschen. Im Augenblick interessieren Sie mich weit weniger als Ihre Muscheln — was Sie mir hoffentlich nicht verübeln.“

„Das eine ist mir so gleichgültig wie's andere“, knurrte van der Stappen.

Brodie fing den suchenden Blick eines Boys auf. „Scheint, de Witt ist so weit“, sagte er rasch. „Wir sehen uns noch, Kapitän, hoffe ich.“ Er schritt durch die lange Reihe der Pulte und verschwand in de Witts Privatkontor. Van der Stappen fuhr fort zu warten und wurde dabei immer nervöser.

„Sie haben“, meinte der Inder beiläufig, während er zusah, wie Betje Swarth mit neu erwachtem Appetit ein gebratenes Junghuhn vertilgte, „Verschiedenes gesprochen, während Sie im Fieber lagen. Aber ich müsste lügen, wenn ich sagen sollte, ich wüsste nun, wer Sie sind.“

Betje schluckte rasch und blickte den Mann überrascht an. „Dazu brauchen Sie doch mich nicht. Es werden ja nicht alle anderen auch bewusstlos gewesen sein?“

Der Inder blickte, ohne zu antworten, überlegend auf seine Fingernägel, deren Wohlgepflegtheit nicht über die dunkle Tönung des Nagelbettes wegtäuschen konnte. Dann sah er das Mädchen gerade an. „Das nicht“, sagte er ruhig. „Indessen — ausser Ihnen ist von dem gestrandeten Schiff niemand hier.“

„Aber Sie sagten doch, ich könnte Jan bald sehen —?“ fragte sie, noch völlig verständnislos.

„Das sagte ich vorgestern. Um Sie nicht aufzuregen. Heute scheinen Sie mir stark genug, die Wahrheit zu hören. Alle Männer, die auf dem Schiff waren, sind von einem holländischen Zerstörer geborgen worden. Sie sind bereits in Ambon gelandet.“

„Sie haben Verbindung mit Ambon?“

„Ich habe einen leidlichen Rundfunkapparat und höre die Nachrichten.“

Betje schob den Krankentisch mit einer schwachen Bewegung beiseite. „Ich möchte jetzt nicht weiteressen, bitte. Ich habe — anderes zu verdauen.“

Er störte sie nicht. Sie lag regungslos, das weisse Gesicht der Decke zugekehrt. Nach ein paar Sekunden begann ihr Mund zu zucken; sie wischte hastig eine Träne weg, die sich die Wange hinabstahl. Vor einem Farbigen weinen —? „Wo bin ich also —?“ fragte sie krampfhaft beherrscht.

„Immer noch auf den Schildpad-Inseln. Auf meiner Insel.“

„Wie bin ich hierhergekommen?“

„Ich habe Sie gestohlen. Aus Gründen, die Sie nicht berühren, muss ich vorsichtig sein. Ich habe mir daher zur Nacht die Leute, die drüben auf der Schäre gestrandet waren, besehen. Dabei fand ich Sie. Ohne ärztliche Pflege müssten Sie sterben. Ich nahm Sie also mit.“

„Und warum mich allein?“

„Die anderen brauchten mich nicht. Und ich erst recht nicht sie. Ich sorgte dafür, dass der Zerstörer sie fand und abholte. Das war hinreichend.“

„Sie haben Begegnungen mit anderen Leuten zu scheuen?“

Der Inder lachte leise. „Wenn Sie es so undelikat ausdrücken wollen: ja.“

„Und wer — wer sind Sie?“

„Ich heisse Rammohan Ray.“

„Ein Name! Was tun Sie? Wer sind Sie?“

„Oh — ich habe mich hier angesiedelt, weiter nichts. Mit ein paar Freunden. Allesamt harmlose, nette Menschen.“

„Diese Harmlosigkeit —“, murmelte Betje und wandte ihm ihr wachsames Gesicht zu. Noch, sie fühlte es quälend, arbeitete ihr Hirn nicht so rasch wie sonst; Kombinationen

fielen ihr schwer, die sie, bei Kräften, mühelos bewältigt hätte. Doch ihr journalistischer Instinkt war geweckt. Sie erinnerte sich des Auftrages der „World Tribune“. Hatte sie am Ende das ungläubliche Glück, durch den doppelten Zufall des Schiffbruchs und ihrer Verwundung mitten in das Getriebe geworfen zu sein, das sie mühselig gesucht hatte?

Ray, der Inder, verfolgte aufmerksam den Wechsel ihres Ausdrucks. „Ich wäre Ihnen also für ein paar Aufklärungen über sie selbst dankbar“, fuhr er fort, als habe es keine Unterbrechung gegeben. „Ich muss wissen, wer mein Gast ist.“

„Ich heisse Betje Swarth. Ich bin die Nichte von Cornelis de Witt auf Ambon. Das Haus de Witt müssen Sie kennen.“

DIE STRASSE BRENT.

und Staub liegt auf ihr, viel Staub. Staub türmt sich auf zu klirrenden Säulen, zu stummen, tödenden Mauern. Staub liegt auf jedem Ton, auf jedem Laut, Staub, Staub... Es ist eine Stille, die zerbrechen, zerschmettern muss. Es ist eine Stille, die quält, die wehtut.

Staub liegt auf den Schuhen, haftet an den Kleidern und man wird müde, ach so müde. Man möchte hinliegen mit dem grossen Schmerz, man möchte ihn verbrennen lassen von der grossen Sonne... man möchte zergehen in der glastenden Glut... und Staub, nur Staub werden. Man möchte schreien in die Stille, die klirrende Säule zertreten, die stummen, tödenden Mauern niederreißen. Man möchte schreien, um die Leere nicht zu fühlen, die Leere, aus der kein Echo, niemals Antwort kommt. Man möchte hineinliegen in den Staub und nichts anderes mehr sehen... Man ist müde von der Grelle, man möchte Wasser, Wasser... Die Strasse brennt, und Staub liegt auf ihr, viel Staub. Staub türmt sich auf zu klirrenden Säulen... man möchte Wasser...

Staub liegt auf jedem Ton, auf jedem Laut, Staub, Staub... man möchte...

Und endlich löst es sich vom Himmel, ein Rauschen hebt an, ein Klingen... Wasser fällt auf die Erde, auf die brennende Strasse... Und alles wird gut, unendlich gut... *Yolanda Günther.*

„Das Haus de Witt kenne ich selbstverständlich“, der Inder lächelte.

„Mein Onkel wird Ihnen alle Spesen ersetzen, wenn Sie sich beeilen, mich nach Ambon zu bringen.“

„Sie sind jetzt nicht transportfähig, Fräulein Swarth; das sage ich Ihnen als Arzt. Damit Sie übrigens nicht meinen, Sie hätten es mit irgendeinem Mediziner zu tun: ich habe in Heidelberg promoviert. Sie können sich mir ruhig anvertrauen.“

„Ich weiss“, murmelte sie unruhig. „Trotzdem —“

„Kein Trotzdem, Fräulein Swarth. Sogar, wenn man so zäh ist wie Sie, reist man nicht mit kranker Lunge in der Weltgeschichte umher. Das kleine Motorboot, das ich habe, ist ausserdem für Sie kein geeignetes Transportmittel.“

Sie leckte die Lippen und nickte kurz. „Wann“, fragte sie, „werde ich so weit sein?“

„In zwei Wochen.“

„Und dann werden Sie mich sofort nach Ambon bringen? Sie müssen bedenken, dass mein — — mein Onkel mich sicherlich für tot hält.“

„Ich weiss. Ihr Onkel und auch Kapitän van der Stappen“, sagte er ernsthaft, mit einem leichten Zucken der Augenfältchen. „Freilich werde ich Sie dann nach Ambon bringen. Unter einer Bedingung —“

„Eine Bedingung — —?“ dehnte sie.

„Ja. Eine Bedingung, von der ich nicht abzugehen vermag. Sie werden mir Ihr Wort geben müssen, niemals in aller Zukunft irgendeinem Menschen zu verraten, wo Sie gewesen sind und wer Sie geheilt hat.“

„Und wenn ich das nicht wollte —?“

„— würde ich zu meinem Bedauern gezwungen sein, Sie bei mir so lange zu Gaste zu laden, bis ich selbst die Insel verlasse“, antwortete er eindringlich und verliess den Raum.

* * *

„Und das“, fragte Cornelis de Witt mit einer Ruhe, die durch die Röte seiner Stirn Lügen gestraft wurde, „das sagen Sie mir so einfach als ob es nichts sei? Sie sind gerettet — Sie, der Kapitän, Sie, der Mann. Und Ihren Passagier — eine Frau! — haben Sie verloren. Ich sage Ihnen nichts davon, dass ich Betje geliebt habe, als sei sie mein eigen gewesen. Was geht das auch Sie an! Ich spreche zu Ihnen nur als Reeder, als Mann, der die Gesetze der See kennt — und ich erkläre Ihnen —“

Van der Stappen hatte de Witts Vorwürfe länger stumm ertragen, als er es für möglich gehalten hätte. Nun fuhr er auf. „Sparen Sie sich das!“ schrie er und schlug auf den Tisch. „Sparen Sie sich das für das Seeamt. Von dem nehme ich so etwas hin — vielleicht. Von Ihnen nicht. Sie können nicht beurteilen —“

„Ich habe nicht die Absicht, Sie zu beurteilen. Denn ich verurteile Sie. Es ist nicht meine Sache, Ihnen gerecht zu werden — meine Sache ist es, Betjes Tod an Ihnen heimzuzusuchen, soweit ich kann. Und“, fuhr de Witt langsamer und leiser fort, „ein wenig kann ich das.“

Van der Stappen antwortete nicht. Ihn fröstelte.

„Sie haben Ihr Schiff bei mir versichert, Herr Kapitän. Nun, ich sage Ihnen, dass ich mich weigere, Ihnen die Versicherungssumme auszuzahlen. Ich sage Ihnen, dass ich die Umstände, unter denen Sie Ihr Schiff scheitern liessen, verdächtig finde. Es ist nicht meine Sache, zu untersuchen, wieso gerade der einzige unverdächtige Zeuge der Strandung, Ihr Passagier, ums Leben kam. Danach wird nicht das Seeamt allein forschen — auch die Polizei. Jedenfalls sehen Sie freiwillig von mir keinen Gulden. Sie können ja“, er lächelte ein wenig, „gegen mich prozessieren. Ich werde mich wehren. Wenn es sein muss, jahrelang. Bis zur letzten Instanz. Ich halte es aus, Herr van der Stappen. Ich schon!“

„Sie wissen wohl, dass ich es nicht aushalte“, sagte van der Stappen nach einer Weile gepresst. „Sie wollen mich also ruinieren?“

„Ja“, antwortete de Witt hart. „Genau das will ich. Ich will dafür sorgen, dass Sie niemals wieder zu einem eigenen Schiff kommen. Das Seeamt wird dafür sorgen, dass Gestalten wie Ihnen ein für allemal das Handwerk gelegt wird. Das ist alles, was ich noch für Betje tun kann. Es ist wenig. Denn es macht sie nicht wieder lebendig. Aber dieses wenige, verlassen Sie sich darauf, das will ich tun!“

Plötzlich musste van der Stappen lächeln. Es war grotesk, dass er, den Betje liebte, von dem Mann zugrunde gerichtet werden sollte, der der nächste und liebste Angehörige des Mädchens war. „Es tut mir leid“, sagte er leise. „Ich dachte, bei Ihnen Hilfe zu finden. Ich glaube nicht, dass Betje tot ist. Ich hoffte, Sie würden mich bei der Suche unterstützen —“

De Witt sprang auf. „Das ist gemein“, keuchte er. „Gemein ist es, einen alten, trauernden Mann mit falschen Hoffnungen zu betrügen, besoffen machen zu wollen. Das war das letzte, das noch fehlte — an Ihrem Bilde, Herr. Ich glaube, es ist besser, Sie gehen jetzt. Oder —“, plötzlich schrie er hemmungslos, „soll ich Sie von meinen Boys hinausprügeln lassen?“

„Einem alten, trauernden Mann“, antwortete van der Stappen beinahe mitleidig, „verzeih' ich, dass er nicht weiss, was er sagt.“ Er ging zur Tür. „Auch ohne Sie“, rief er zurück, „werd' ich sie finden. Sogar gegen Sie.“

Die Terrasse, auf der Betje Swarths Liegestuhl stand, richtete ihre Front gerade gegen den grossen Wald. Betje gewährte nichts von der kleinen Ansiedlung, die es hier

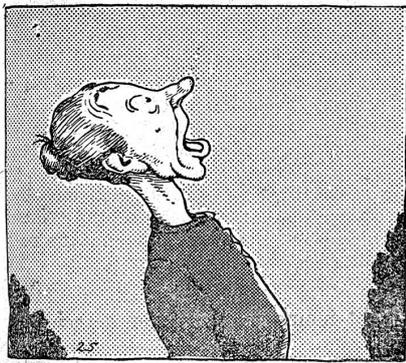
geben musste und von der, recht selten freilich, kurze, unbestimmbare Geräusche bis zu ihr drangen; das Haus, das ihr Schatten spendete, im Rücken, hatte sie nichts vor sich als die undurchdringliche grüne Mauer des tropischen Urwalds, die glatt und abweisend, als kompakte Masse wirkte — so, als vermöchte kein Mensch sie je zu durchdringen, um in das gründämmrige Leben dort einzutauchen, das sich nur durch kurze schrille Schreie verriet und, dann und wann, durch das unvermittelte Aufschliessen eines Vogels, der sich gleich darauf wie ein Schwimmer in sein undurchsichtiges Element zurückstürzte.

Betje lag mit halbgeschlossenen Augen; es war sehr heiss, doch die Luft nicht übermässig feucht und die Glut darum erträglich. Sie trug einen dünnen, schöngelatigten Sarong; der feine Stoff war wundervoll kühl.

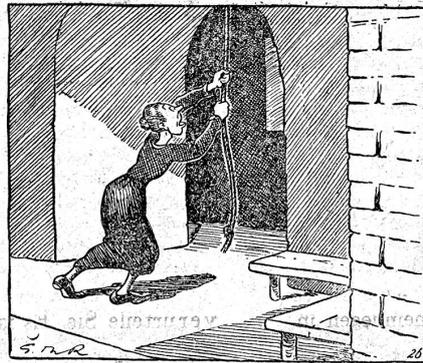
(Fortsetzung folgt)

Karlchen Krauseminze kommt zu einer Erbschaft

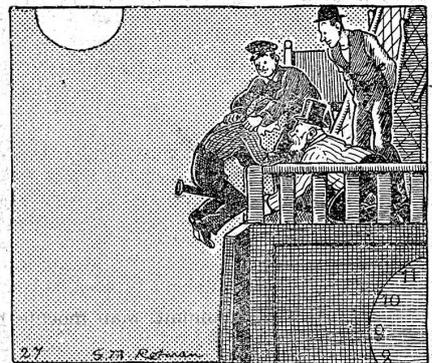
von G. Th. Roiman
Nachdruck verboten
4. Fortsetzung



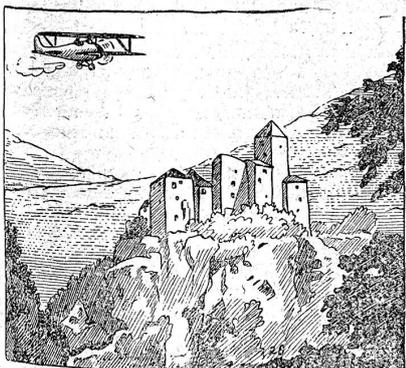
25. Fünf Minuten später kam die Küsterin aus der Wohnung, um sich nach ihrem Manne umzusehen. Ach, wie erstarrte die arme Frau vor Entsetzen, als sie dort ihren Mann ganz in der Höhe hängen sah. Sobald sie die Selbstbeherrschung wiederbekommen hatte, eilte sie zum Kirchturm. Ihrem armen Manne musste geholfen werden; unbedingt!



26. Und da fing die arme Frau an, aus allen Kräften die Glocke zu läuten! Bimm, bamm! tönte es durch die nächtliche Dorfstille und das Läuten machte die Türen dröhnen, die Fenster klirren und die Fensterladen klappern. Bald wurde in allen Häusern Licht gemacht und die Leute kamen im Nachtgewand zur Tür hinaus.



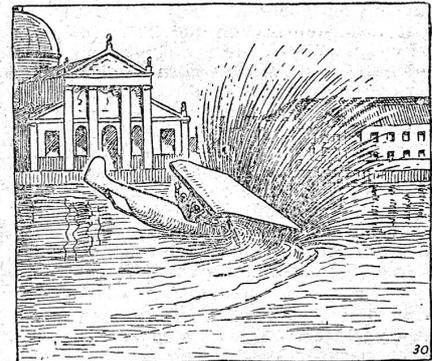
27. In wenigen Minuten waren der Bürgermeister, der Dorfpolizist und der Herr Beigeordnete eifrig bemüht, den Küster aus seiner heiklen Lage zu befreien. Ihr begreift, dass der brave Mann ganz aus der Fassung war und staunte, dass er noch lebend davongekommen war. Karlchen und seine Reisegefährten wussten nichts von allem, was sich hier ereignete; das Flugzeug schnurrte mit grosser Geschwindigkeit immer weiter.



28. Nachdem sie ein paar Stunden in südöstlicher Richtung geflogen waren, befanden sie sich über den Alpen. Es war für Karlchen und seinen Vater, die ja so etwas noch nicht gesehen hatten, ein überraschender Anblick. So klein schienen diese Berge noch, so aus der Höhe gesehen; die schönste Augenweide bot sich ihnen aber dar, als sie über den Wolken flogen und diese sich wie ein Meer von Flaum unter ihnen ausdehnten.



29. Dann bog die Flugmaschine südwärts ab und es erschien Venedig vor ihren Augen. Sie sahen, wie es von vielen Kanälen durchschnitten, oder besser, auf kleinen Inseln gebaut war. Hell glänzte die breite Wasserfläche der «Lagune», welche die Stadt umgibt. Während sie das alles bewunderten, bewegte sich das Flugzeug der Erde zu.



30. Plötzlich aber stiessen Karlchen und Herr Krauseminze einen Angstschrei aus; das Flugzeug näherte sich mit unerbittlicher Geschwindigkeit der Wasserfläche und... plumps! ehe sie sich's versahen, da verschwanden sie allesamt in der Tiefe. Es war ein Irrtum des Piloten, der gewohnt war, mit einem Wasserflugzeug zu fliegen. Er hatte so ein bisschen vor sich hin geduselt und glaubte, er fliege jetzt wieder mit einem Wasserflugzeug...